STEFAN THOMAS KROEGER / DER SPIEGEL

Fußballerinnen von Borussia Hannover, Basketballerin Sara, Boxtraining in Berlin: *Im Islam gilt der Körper als Gabe Gottes, er soll bewahrt und*

INTEGRATION

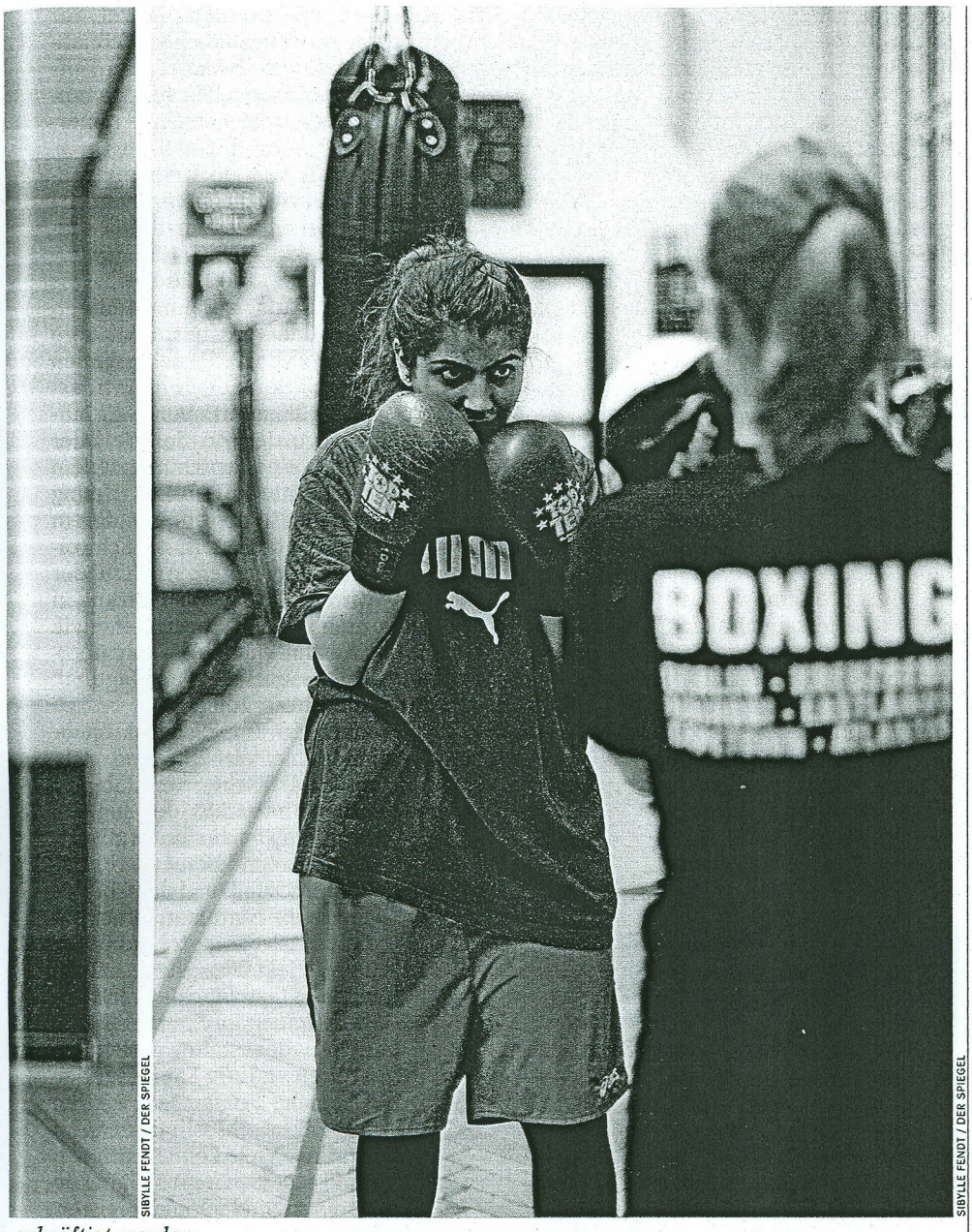
Die verlorenen Töchter

Einwanderer aus aller Welt prägen den deutschen Sport. Muslimische Mädchen und Frauen sind kaum vertreten. Meist liegt es an den Vorurteilen der Eltern, die die westliche Vereinskultur, mit Sammelduschen und gemischten Gruppen, als Bedrohung für ihre Kinder ansehen.

Sie musste all ihren Mut zusammennehmen, um sich so zu zeigen, mit einem Basketball unter dem Arm, als Sportlerin mit Kopftuch, an einem ihr verbotenen Ort: in einer Turnhalle.

Sara K. versucht zu lächeln. Sie weiß nicht, wie ihr Vater auf das Foto reagieren wird, er sei ein Mann, dem schnell die Hand ausrutsche, sagt sie. Sara, 20, ist in Berlin geboren, ihr Vater stammt aus Algerien, die Mutter, eine Deutsche, ist zum Islam konvertiert. Die Eltern wollen nicht, dass die Tochter Sport treibt, das gehöre sich nicht für eine Muslimin.

Trotzdem spielt Sara seit Jahren heimlich Basketball und Fußball. Beim Sport fühle sie sich „leicht, unabhängig“. Jetzt will sie nicht mehr länger etwas verstecken, was für andere Frauen in ihrem Alter völlig normal ist: Sport. Sara will, dass ihre Eltern die Leidenschaft ihrer Tochter



SIBYLLE FENDT / DER SPIEGEL

SIBYLLE FENDT / DER SPIEGEL

gekräftigt werden

akzeptieren. Deshalb gibt es nun dieses Foto in einer Kreuzberger Turnhalle.

„Ich will frei sein", sagt Sara.

Sport hat in Deutschland ein gutes Image. Er fördert die Gesundheit, die Anstrengungsbereitschaft. Sportvereine gelten als Säulen der Gesellschaft, weil dort im besten Fall Werte vermittelt werden wie Gemeinschaftssinn, Fairplay.

Warum verbieten Eltern ihrer Tochter, Sport zu treiben?

Weil Sport nichts sei für Frauen – mit dieser Haltung wachsen viele muslimische Mädchen in Deutschland auf. 68 Prozent der türkischen Jungen im Alter von 15 Jahren treiben Sport in einem Verein. In der U-17-Nationalmannschaft des Deutschen Fußball-Bundes haben über 30 Prozent der Spieler türkische Wurzeln. Muslimische Männer ringen, boxen, machen Kung-Fu. Den Frauen aber wird eingeredet, körperliche Ertüchtigung sei Zeitverschwendung. Besonders Väter aus armen, bildungsfernen Milieus betrachten Sportvereine häufig als Orte schamloser Freizügigkeit, an denen ihre Töchter nichts zu suchen haben.

Musliminnen sind die verlorenen Töchter des Sports. Und ein gutes Beispiel dafür, wie schwierig Integration sein kann, wenn die Welten weit auseinanderliegen.

Laut einer 2009 erschienenen Studie der Technischen Universität Dortmund gehört von den 15-jährigen Türkinnen in Deutschland nur jede fünfte einem Sportclub an. Bei den gleichaltrigen deutschen Mädchen sind es 42 Prozent. In der Sprache der Wissenschaft werden junge Türkinnen deshalb auch als „sportdistanzierte Gruppe" bezeichnet.

Dabei wachsen die Mädchen mit Sport auf. Auf die Staatliche Europaschule Carl-von-Ossietzky in Kreuzberg gehen 1200 Kinder, sie stammen aus allen Teilen der Welt, ein wilder Mix der Kulturen. Sport ist für alle Pflicht, auch für Musliminnen.

„Die Mädchen lieben es, sich zu bewegen", sagt die Sportlehrerin Gabriele Kremkow. Die Eltern dulden den Unterricht, weil sie die Schulausbildung der Töchter nicht gefährden wollen. Allerdings müssten „die Rahmenbedingungen" stimmen.

„Wir wissen, dass viele Musliminnen aus religiösen Gründen ein Problem damit haben, vor den Augen der Jungs Sport zu machen", sagt Kremkow. Deshalb ist der Unterricht von der siebten bis zur zehnten Klasse getrennt. Erst in der Oberstufe werden die Klassen gemischt. Von Schülern, die Abitur machen, könne man erwarten, die „Dinge zu reflektieren", meint Kremkow.

Sara K. hat vor einem Jahr auf der Carl-von-Ossietzky-Schule Abitur gemacht. Zusätzlich zum Sportunterricht belegte sie Förderkurse in Basketball, trat für ihre Schule bei Volksläufen an. Zu Hause erzählte Sara, sie nehme Nachhilfestunden in Mathematik.

Die Lehrer deckten sie, wenn es Nachfragen der Eltern gab. Kremkow, seit einigen Jahren Mitglied der Schulleitung, steht hinter diesem Vorgehen. „Wir wollen den Mädchen die Chance geben, sich auszuleben."

Einmal schlugen die Lehrer Saras Mutter vor, die Tochter einem Verein beitreten zu lassen. „Haben Sie schon mal eine Sportlerin mit Kopftuch gesehen?", entgegnete die Mutter. Damit war der Fall für sie erledigt.

Im Islam gilt der Körper als Gabe Gottes, er soll bewahrt und gekräftigt werden. Jedoch hat Sport in vielen Ländern der islamischen Welt nicht die gesellschaftliche Bedeutung wie in westlichen Staaten. Es gibt oft keine Breitensportkultur. In der Türkei, der bei Olympischen Spielen erfolgreichsten Nation mit muslimischer Bevölkerung , sind nur zwei Prozent der Menschen in Sportvereinen organisiert. In Deutschland sind es 34 Prozent.

Das deutsche Vereinswesen wird in vielen Einwandererfamilien als fremdartig empfunden. Vor allem die Väter betrachten Sportclubs nicht als Angebot für ihre Töchter, sondern als Bedrohung.

Umet E. ist ein kleiner Mann mit Halbglatze. Er arbeitet als Hausmeister in Berlin. Er lebt schon lange in Deutschland, spricht mit seiner Frau und seiner Tochter Deutsch, sie gucken deutsches Fernsehen. Die Tochter ist zwölf Jahre alt. Sie hat in der Schule Schwimmen gelernt. Neulich fragte sie, ob sie nun auch in einen Schwimmverein eintreten dürfe.

Umet sagt, es sei wichtig für ein Kind, richtig gut schwimmen zu können. Aber niemals werde er dulden, dass seine Toch-

ter in einem Verein trainiert. Ein fremder Mann könne sich ihr nähern. Das ist die eine Angst, die ihn umtreibt. Er fürchtet aber auch die Reaktion von Freunden und Verwandten. „Sie alle würden Scham empfinden, wenn unsere Tochter vor den Augen deutscher Männer in einem Badeanzug herumspringt." Die Familie wäre entehrt, er, der Vater, würde das Gesicht verlieren, das Leben in der Community wäre vorbei, sagt Umet.

Die Politik sieht den Sport seit Jahren als idealen Vermittler zwischen den Kulturen. In der Nationalmannschaft spielen Profis mit Wurzeln in der Türkei, in Polen, in Tunesien. Zum deutschen Team bei den Olympischen Spielen 2008 in Peking gehörten 39 Athleten mit Migrationshintergrund. „Vereine sind Schulen der Demokratie, in denen Migranten unsere Sprache, Kultur und Verhaltensweisen kennenlernen können", sagt die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung Maria Böhmer. Bundeskanzlerin Angela Merkel ließ sich voriges Jahr nach einem Länderspiel in Berlin mit dem Fußballer Mesut Özil in der Mannschaftskabine ablichten. Der Mittelfeldspieler, dessen Großeltern aus der Türkei einwanderten, gilt als Sinnbild für gelungene Integrationspolitik.

Die Aussage des Fotos lautet: Na bitte, geht doch!

Jetzt böte sich der Kanzlerin ein neues Motiv. Ende Juni beginnt in Deutschland die Fußball-Weltmeisterschaft der Frauen. Zum deutschen Team gehört auch die Muslimin Fatmire Bajramaj, 23, die mit ihrer Familie aus dem Kosovo nach Deutschland kam.

Nach dem Vormittagstraining sitzt Bajramaj in einem Café in Potsdam. Sie ist perfekt gestylt, trägt hohe Schuhe. Ihr Vater habe nicht gewollt, dass seine Tochter Fußball spielt, erzählt sie. „Die dreckigen Klamotten, die Fahrten zu Auswärtsspielen, die Jungs am Spielfeldrand, für ihn gehörte sich das alles nicht."

Bajramaj trainierte heimlich beim DJK/VfL Giesenkirchen mit und fälschte später die Unterschrift ihres Vaters für ihren ersten Spielerpass. „Nein bedeutet nein, so ist das bei muslimischen Vätern", sagt sie, „trotzdem hatte ich den Mut, mich aufzulehnen. Ich sagte: Stopp, ich mach jetzt mal was anderes, ich spiele Fußball. Dieser Schritt war extrem. Aber als meine Schwindelei aufflog, war mein Vater überrascht, wie gut ich kicke."

Schon mit 17 Jahren wurde Bajramaj in das Nationalteam berufen. Die Mittelfeldspielerin des 1. FFC Frankfurt gehört zu den wenigen Profis im Frauenfußball. Ihre Religion, ihr Glaube habe ihr nie im Weg gestanden. „Ich verstehe mich als moderne Muslimin", sagt Bajramaj, „ich bete regelmäßig und faste, aber ich gehe auch mal feiern oder trinke ein Glas Sekt."

Bajramaj ist seit zwei Monaten Integrationsbotschafterin des Deutschen Fußball-Bundes. Sie hält in Schulen Vorträge über die persönlichkeitsbildende Kraft des Sports. Die Integrationsbeauftragte Maria Böhmer wünscht sich, dass mehr Musliminnen den Weg Bajramajs einschlagen. Für die CDU-Frau ist das auch „eine Frage der Gleichberechtigung".

„Alle würden Scham empfinden, wenn unser Kind in einem Badeanzug herumspringt."

Seit 1989 finanziert die Politik das Programm „Integration durch Sport". Jährlich fließen dafür 5,4 Millionen Euro vom Innenministerium an den Deutschen Olympischen Sportbund, der das Geld an ausgewählte Sportvereine weiterreicht, die Integration als Vereinsziel verstehen.

In den Clubs werden die Mittel zur Finanzierung unterschiedlicher Maßnahmen verwendet, zum Beispiel zum Aufbau spezieller Anlaufstellen für Migranten, für Ausflüge oder gezielte Trainerausbildung.

Seit 2008 trifft sich im Innenministerium in Berlin auch regelmäßig eine Arbeitsgruppe, die Strategien dafür entwickeln soll, wie Sportclubs für Einwanderer attraktiver werden können. Das Dialogforum „Sport", zu dem Politiker, Wissenschaftler und Verbandsfunktionäre gehören, ist eines von elf Projektgremien des Nationalen Integrationsplans, kurz NIP. Vor zwei Jahren wurde von der Berliner Runde eine Broschüre mit dem Titel „Interkulturelle Öffnung im Sport" verfasst, in der unter anderem steht, dass Vereine bei Feiern auf Schweinefleisch verzichten sollten. Auch sei der Verkauf von alkoholischen Getränken und gelatinehaltigen Produkten wie Gummibärchen im Vereinslokal zu überdenken. „Kultursensible Verpflegung" nennt sich diese Anregung.

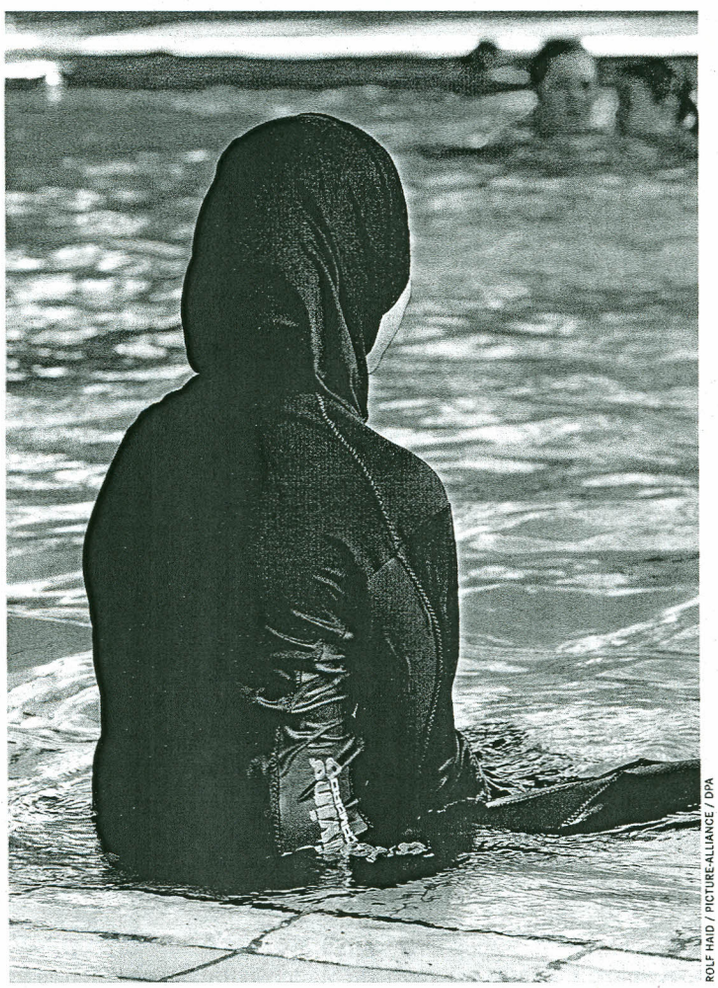
Schwer zu sagen, ob solche Maßnahmen Musliminnen erreichen.

Der klassische deutsche Sportclub, mit Sammelduschen und gemischten Jugendgruppen, ist für muslimische Mädchen und Frauen kein einfacher Ort. Der Islam bildet für sie die Klammer, innerhalb deren sich das ganze Leben abspielt. Bekleidungsvorschriften und die Geschlechtertrennung gelten auch im Sport.

In Badeanstalten prallen die Welten häufig aufeinander. Deutsche Frauen schwimmen im Bikini, Musliminnen im Burkini. Viele können sich den rund 100 Euro teuren Ganzkörperanzug jedoch nicht leisten. Deshalb kommt es immer wieder zu kleinen Katastrophen.

Vor zwei Jahren gab es Ärger mit muslimischen Schwimmerinnen in Wolfsburg. Sie erschienen in Leggins und T-Shirt zum Schwimmkurs in einer städtischen Badeanstalt. Der Bademeister holte die Frauen aus dem Wasser. Ein Mädchen habe sein Hemd noch im Becken abstreifen müssen. Das Kind brach in Tränen aus.

Ein bedauerlicher Vorfall, sagt Dieter Kuhfeld, Geschäftsbereichsleiter Sport & Bäderverwaltung im Wolfsburger Rathaus. „Aber Sie sollten mal im Sommer in unsere Freibäder kommen und sich angucken, wie verhüllt da manche Musliminnen rumsit-



ROLF HAID / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Muslimin im Burkini: *Welten prallen aufeinander*

zen." Die Stadt hat Schilder aufstellen lassen. Leggins und T-Shirts sind im Schwimmbecken jetzt offiziell verboten.

Es werden künftig wohl weniger Musliminnen zum Schwimmen kommen.

Badeanstalten, Turnhallen und Fitnessstudios sind Brennpunkte der multikulturellen Gesellschaft. Vor allem Musliminnen fühlen sich oft ausgegrenzt.

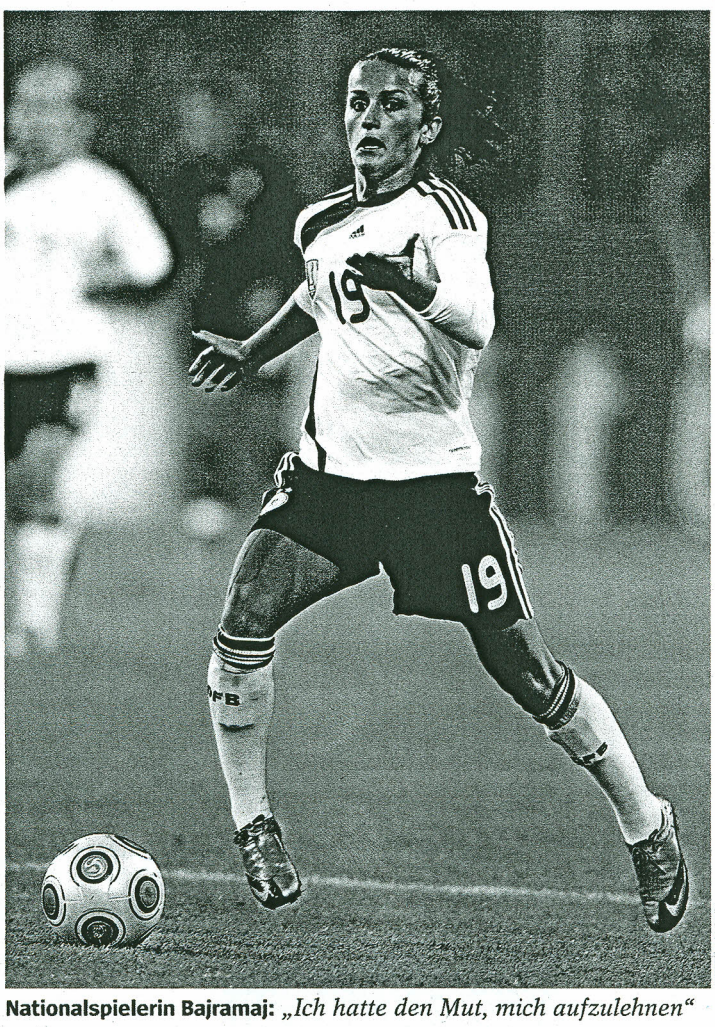
„Wenn eine Frau mit Kopftuch irgendwo putzt, ist das für alle Deutschen völlig normal. Aber beim Sport wird man angeschaut wie ein Alien", schimpft die Fitnesstrainerin Emine Aydemir aus Köln. Sie hat jahrelang in verschiedenen Studios gearbeitet. Die Türkin trägt auch beim Sport ein Kopftuch. Deshalb musste sie sich Blicke und dumme Sprüche gefallen lassen. Vor vier Jahren hatte sie es satt. Aydemir eröffnete das erste Fitnessstudio für Musliminnen. Im „Hayat" im Kölner Bezirk Ehrenfeld gibt es Einzelduschen, getrennte Umkleidekabinen und einen kleinen Gebetsraum. Männer haben keinen Zutritt.

Überall in Deutschland sprießen kleine Clubs, die auf die speziellen Bedürfnisse der Musliminnen zugeschnitten sind. Aber ist das Integration, wenn die Frauen unter sich bleiben?

Dieter Schwulera hat auch lange an die Wirkung von Integrationsmodellen geglaubt. 15 Jahre lang war er Integrationsreferent im niedersächsischen Innenministerium. Jetzt ist er in Rente und sagt: „Das wahre Leben ist etwas ganz anderes als das, was die Politik in Pläne und Konzepte presst."

Schwulera ist Vorstandschef von Borussia Hannover. Das Clubgelände liegt in Vahrenheide, einem Stadtteil, in dem jeder Zweite einen Migrationshintergrund hat. 80 Prozent der Jugendlichen des Vereins stammen aus Zuwandererfamilien. Die meisten davon spielen Fußball.

Integration lasse sich nicht verordnen, sagt Schwulera. „Es passiert automatisch und nebenbei – wenn wir Glück haben." Der Borussia-Vorsitzende zieht jedes Jahr durch die Grundschulen in der Umgebung und wirbt bei muslimischen Eltern für seinen Verein. „Viele Migranten kennen das System Breitensport aus ihrer Heimat ja nicht", sagt er. Also erklärt der Clubchef, warum Eintrittsformulare, Beiträge oder Spielerpässe nötig sind. Und dann zeigt er den Eltern, dass die Borussia ein Verein ist, der sich auch den Bedürfnissen der Musliminnen anpasst. Im Clubhaus gibt es abschließbare Umkleideräume und getrennte Duschkabinen, die nur von einer Seite aus zugänglich sind. „Das nimmt den Eltern die Angst", sagt Schwulera.



GETTY IMAGES

Nationalspielerin Bajramaj: *„Ich hatte den Mut, mich aufzulehnen"*

In den fünf Frauen- und Mädchenteams von Borussia Hannover kicken mittlerweile auch rund 50 muslimische Mädchen.

Wissenschaftler streiten darüber, ob der Sport überhaupt Integrationseffekte hat. Der Soziologe Michael Mutz von der Freien Universität in Berlin beschäftigt sich seit vier Jahren mit Migranten im Sport. Die Zugehörigkeit zu einem Verein steigere weder „die Anstrengungsbereitschaft in der Schule", noch sei erkennbar, dass die „Gewaltbereitschaft" sinke. „Da sind die Hoffnungen der Politik und der Verbände überzogen und unrealistisch", sagt Mutz.

Heather Cameron sieht das anders. Die Kanadierin ist Professorin für Integrationspädagogik. Sie lebt seit 14 Jahren in Neukölln, war Berliner Stadtmeisterin im Boxen. Vor sechs Jahren gründete sie den Verein Boxgirls. Cameron nennt das Trainingsgym ihr „Labor". Es ist nicht größer als ein großzügiges Wohnzimmer. An der Wand hängt ein Poster von Rocky Balboa, von der Decke baumeln zehn Boxsäcke an Eisenketten. Einige der Mädchen und Frauen, die hier trainieren, tragen Kopftuch. Manche der Frauen haben im Camp die ersten Brocken Deutsch gelernt, obwohl sie schon lange in Deutschland leben. „Wenn sich eine Muslimin im Ring durchsetzt, überwindet sie eine Grenze. Das kann sich auch auf das Leben außerhalb der Halle übertragen", sagt Cameron.

Boxen ist ein Sport, den muslimische Eltern noch am ehesten für ihre Töchter dulden. Aus praktischen Erwägungen. „Der Unterschied zu anderen Sportarten ist, dass die Eltern Boxen nicht als Spiel oder als Unterhaltungssport ansehen. Für sie ist Boxen eine Chance für ihre Tochter, ihre Ehre zu verteidigen. Das ist den Vätern wichtig. Deswegen erlauben sie den Mädchen das Training", sagt Cameron.

Manchmal geht die Trainerin selbst zu den Migrantenfamilien nach Hause, wenn dort die Vorbehalte gegenüber ihrem Verein zu groß sind. Sie erklärt dann, dass Männer nur mit Anmeldung ins Boxcamp dürften, dass es getrennte Umkleiden gebe, dass hier niemand sein Gesicht verliere.

Sara K., die heimliche Sportlerin aus Neukölln, hätte ein Umfeld wie das der Boxgirls gebraucht. Aber sie war allein. Allein mit dem absurden Konflikt, in einer Welt zu leben, in der Sport etwas ganz Normales ist – aber nicht für sie.

„Beim Sport wird eine Frau mit Kopftuch angeschaut wie ein Alien."

Irgendwann rebellierte Sara gegen die enge Welt ihrer Eltern. Mit allen Schwierigkeiten, die das Leben in Neukölln für eine junge Muslimin so bereithält. Mittlerweile hat sie sich wieder gefangen. Sara will Kunst studieren. Ihre Eltern haben andere Pläne. Kürzlich reisten sie mit der Tochter nach Algerien. Dort musste Sara heiraten, ihren Großcousin. Er wird bald nach Berlin nachkommen. Bis dahin jobbt Sara tagsüber in einem Callcenter und abends als Zimmermädchen in einem Hotel.

Vielleicht kann der Sport künftig wenigstens eine Ablenkung für sie sein.

LUKAS EBERLE, SEBASTIAN EDER, CATHRIN GILBERT